

Ein Wiedersehen

Autor(en): **Waser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576058>

Nutzungsbedingungen

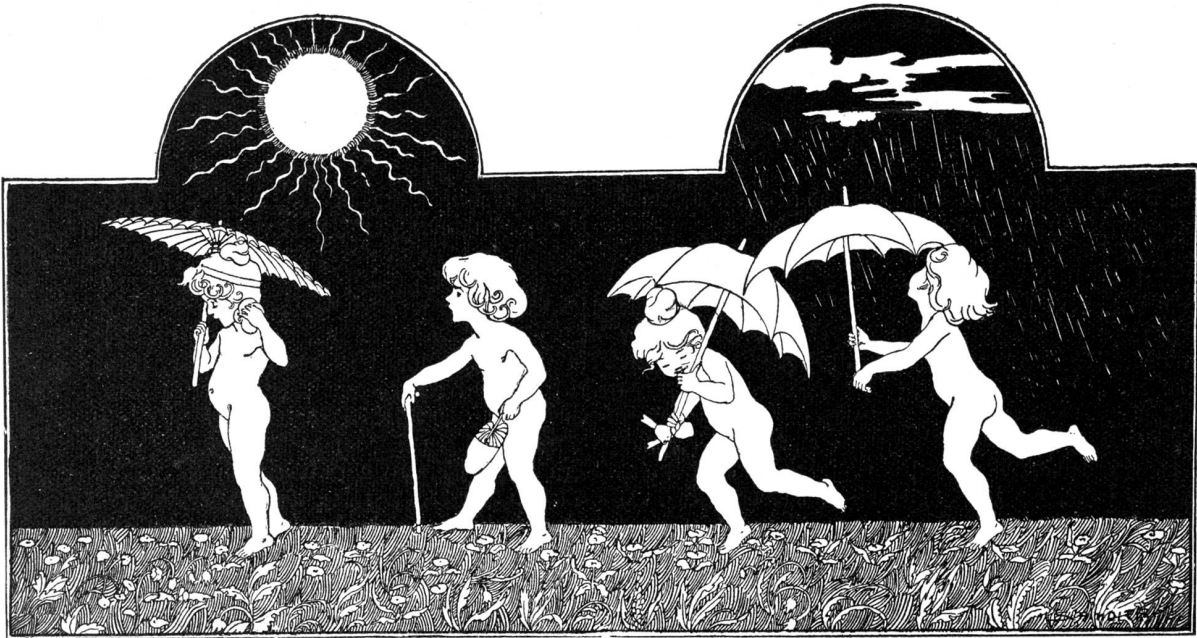
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein Wiedersehen.

Novellistische Skizze von Maria Waser, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das war zur Zeit, als über Florenz die große Hitze heraufgekommen war. Schwer und schleppend wälzte sie sich durch die verödeten, staubigen Gassen, versengte mit glühendem Atem die letzten grünen Halme und ließ im tausendstimmigen Zikadenchor ihre dürre, knisternde Stimme hören. Ich saß in den einsamen Räumen der Accademia delle Belle Arti in einem trübseligen roten Sammetstuhl festgeklebt, und meine Augen folgten stumpf und teilnahmslos der weichen, wundervoll lebendigen Wellenlinie von Botticellis ewig neuem, ewig rätselhaftem Frühlingsbilde. Aber es wollte mir heute durchaus nicht gelingen, mich zu dieser geheimnisvollen schwellenden Frühlingsstimmung zu erheben. Das breite Schnarchen des schlafenden Aufwärters und das dünne Singen einiger verirrter Moskiten gaben eine gar unpassende Begleitung zu jenen ahnungsvollen Weisen, und das eigene hitzemüde Herz wehrte sich hartnäckig gegen jeden ästhetischen Eindruck. So saß ich da, in jener glücklichen Gedankenlosigkeit, die sich schmeichelnd und wohligh um unsere Sinne legt in den Augenblicken, wo unsere Seele zwischen Schlaf und Wachen unschlüssig hin- und herflattert.

Da fiel mir plötzlich ein Gegenstand in die Augen, dessen Anblick mich auf eins wieder zum Bewußtsein brachte, da er in wunderbarer Uebereinstimmung mit den Empfindungen war, die florentinische Julihitze nur immer zu erregen vermag. Auf hoher brauner Staffelei stand eine kleine unvollendete Kopie der Primavera; aber der unglückliche Maler hatte, wohl mit unweiser Hinausschiebung der größten Schwierigkeit, alles bis auf die Köpfe der Figuren vollendet, sodaß nun der Reigentanz dieser kopflosen mythologischen Gesellschaft mit den verrenkten Gliedern und langen Füßen sonderbar komisch und trübselig zugleich aussah.

Es muß eine eigentümliche Schwierigkeit für die genaue Kopie dieser gotisch-verzogenen Botticelli-Gesichter bestehen. Davon erzählen die zahllosen Fragen, die uns aus fast sämtlichen Botticellikopien anschielen, und daß

auch der Maler dieses Bildes der Schwierigkeit nicht völlig gewachsen war, bewies das einzige halbvollendete Gesichtchen der Venus, auf dessen unglücklich schiefen Zügen sich das ganze Elend armen, schwitzenden Sommerkopistentums zu verkörpern schien. Was mochte der arme noch zu leiden und zu schwitzen haben, bis er der ganzen Schar die Köpfe aufgesetzt! Ich empfand ein großes Mitleid mit diesem Kunstjünger — wie denn überhaupt ein so allgemeines Leiden wie die Hitze weich und mitleidsvoll stimmt — und ich fühlte den Wunsch, den Namen des Malers kennen zu lernen, der auf der großen über dem Bild befestigten Visitenkarte stehen mußte. Ich raffte mich also auf, erhob mich von meinem anhänglichen Stuhle, trat vor die Staffelei hin und las — las in deutlichen schwarzen Lettern auf weiß glasiertem Grund: «Rodolfo Schwarzmann, pittore. Via d'Agnolo 6».

Da stand es, und was der ganze Botticelli mit seinem Wunderwerke nicht zustandegebracht, das erreichten mit einem Male die kleinen schwarzen Lettern: in meinem Innern fing es an zu klingen und zu tönen — ein ganzes Meer von Lenzduft und Frühlingsjeligkeit! Freilich nicht jene drängende, schwellende, schmeichelnde, betäubende Seligkeit florentinischen Lenzes, sondern die helle, zarte, ahnende deutsche Vorfrühlingswonne, wie sie uns aus Schneeglöckchen und Weidenkätzchen entgegenduftet, jenes jubelnde Werdegliück, das aus dem Buchfinkenschlag tönt und wie es lebt in den herben, unreifen Herzlein kurzberockter, langhaariger Backfischchen!

Rodolfo Schwarzmann — Ich sah alles wieder vor mir: ein helles, frohes Schulzimmer, offene Fenster, Märzsonne und Vogelgezwißcher, eine lachende, lärmende Schar großer Dorfschuljungen und ich mitten drin neben meiner Freundin, stumm und voller Erwartung, den Blick auf die Türe — sie öffnet sich: neben dem Direktor erscheint ein langer dunkler Mann mit großen Augen und hängenden Schnurrbartfahnen — ich schnelle vom Stuhle auf, da — ein schmerzendes Zerren am Hinterkopf,

ein Schrei, Gelächter, Verwirrung und in meinem Herzen namenlose Wut und Beschämung —

Ja, ja, so war es damals — Rodolfo Schwarzmann! — Und von Erinnerungen ergriffen, setzte ich mich wieder in meinen roten Stuhl zurück und träumte von jenen fernen Zeiten, die auf einmal wieder klar und deutlich mit Gegenwartskraft vor meiner Seele standen.

* * *

Ferne Zeiten? Im Grunde nur zehn Jahre, und doch ein halbes Menschenleben, jene inhaltschweren, großen Jahre, die zwischen dem ahnungsvollen Bäckfisch und dem verantwortungsbewußten Menschen liegen, jener lange Weg, der von den Schneeglöckchen zu den Rosen führt! Ich war damals ein wilder kleiner Bäckfisch, trug kurze Kleider, kletterte auf den Bäumen herum und schwärmte für Körner, Physik und Ahlands „Glück von Edenhall“; der ganze Stolz meines äußern Menschen aber konzentrierte sich in einem langen, langen Zopfe. Leider war er von jener unbestimmbar charakterlosen Farbe, welche die meisten Menschen als blond ansahen und nur ganz intime und wohlmeinende Freundinnen als „braun“ zu taxieren die Güte hatten. So konnte ich denn nie ohne geheimen Neid auf meine Klassengenossin blicken, deren Zopf von unzweifelhaft brauner Kastanienfarbe war und unten in schönen Ringeln endete. Diese kleine, versteckte Eifersucht vermochte jedoch nicht, unsere innige Freundschaft zu trüben; denn wir hielten treu und fest zusammen, die beiden einzigen Mädchen unter zwanzig halbwüchsigen wilden Dorfjungen. Im allgemeinen kamen wir freilich mit unsern Kameraden recht gut aus: wir halfen ihnen beim deutschen Aufsatz und den französischen Uebersetzungen, sie gaben uns Anleitung in der Mathematik und putzten uns Wandtafel und Tintenfläschchen. Sie brachten uns im Frühling Schneeglöckchen und im Sommer Kirzchen, wir beschenkten sie dagegen im Winter mit Nepseln und am Christfest gar mit Lebkuchen. In den Freistunden aber vereinigten wir uns in mimischer Darstellung der sensationellsten Dorf- und Schulneuigkeiten und spielten — jenachdem — Phonograph, Zirkus, Menagerie oder Szenen aus dem Wilhelm Tell. Freilich gab es auch kleine Kämpfe zwischen uns, die je nach der Jahreszeit mit Schneeball oder Lineal ausgefochten wurden. Aber derlei spielte sich nur im intimsten Kreise ab, und alle Feindseligkeiten verwandelten sich augenblicklich in schönste Eintracht, sobald eine gemeinsame Gefahr von außen drohte, und wenn es irgend eine der berüchtigten Schuluntersuchungen gab, so standen Buben und Mädchen alle tapfer füreinander ein.

Zu jener Zeit hatten wir einen Lehrer, der nicht selten unsere Eintracht auf die Probe stellte. Er war ein kleines, mageres, dürftiges Männlein mit dünnen Flatterhärchen um Kopf und Oberlippe und brachte uns Geographie, Zeichnen und Religion bei. Im Grunde hatte er einen guten Charakter und war grenzenlos gelehrt. Da er sich aber seiner kläglichen Erscheinung, seiner dünnen Stimme und der Unvertrautheit mit den Geheimnissen der Disziplin viel zu sehr bewußt war, witterte er überall bei der grausamen Jugend Spott und Verfolgung, und wenn er dann seinen Verdacht irgendwie begründet glaubte, so schlug seine blasse

Schüchternheit gleich in glühenden Zorn um, und in solchen Augenblicken war er fürchterlich anzuschauen!

Da geschah es eines Tages, daß er in einem solchen Zähzornsanfall sich auf einen der Größten unserer Mitschüler stürzte und ihn so jämmerlich zu ohrfeigen begann, daß wir beiden Mädchen, wie auf Verabredung, in Entrüstung und Ekel das Zimmer verließen. Man rief uns zurück; aber wir verweigerten das Betreten einer Klasse, wo solche Rohheit vorkam.

Des andern Tags war unser armer Lehrer krank. Sei es, daß sein Zähzorn bereits ein Krankheits-symptom gewesen, sei es, daß die körperliche Anstrengung und die Beschämung, die auf solche Taten nicht auszubleiben pflegt, das zarte Männchen darniederlegten — kurz, er war krank und mußte die Schule für einige Zeit aufgeben. Da nun aber eine rechte Schweizer Sekundarschule ohne Religion, Zeichnen und Länderkunde nicht anständig bestehen kann, so mußte man sich nach Stellvertretung umsehen. Für die Geographie stand gleich der Geschichtslehrer ein, und ein Mitglied der Schulkommission nahm sich der Religion an. Der war ein aufgeklärter, moderner Mann und erklärte uns die Apostelgeschichte vom rationalistisch-medizinischen Standpunkte aus so gründlich, daß am Ende, wie es mir schien, die ganze heilige Gemeinde sich in lauter Epileptiker und Maniakalische auflöste. — Noch war der Zeichenunterricht unbesetzt, und das war eine bittere Geschichte. Das Examen nahte heran, und da bildete die Zeichnungsausstellung jeweilen den Stolz der Schule. Was aber sollte nun mit all den unvollendeten Blättern geschehen? Der Herr Pfarrer wußte Rat. Er hatte irgendwo einen Verwandten, der Waler war — wie er sagte — eben unbeschäftigt war. Den ließ man trotz verschiedenen warnenden Stimmen, die sich gegen diese Wahl vernehmen ließen, kommen, da nun einmal ein Schuleramen ohne Zeichnungsausstellung undenkbar war. Es ging aber das bedenkliche Gerücht um, daß jener fragliche Mensch ein Genie und Original sei. Nun wußte ich zwar damals so wenig wie heute, was diese beiden Worte eigentlich bedeuten; aber sie übten doch schon jenen merkwürdig geheimnisvollen Reiz auf mich aus, der ihnen wie überhaupt allem Halbverstandenen und Unklaren eigen ist. Als ich aber gar noch vernahm, daß der neue Lehrer sich mit einem italienischen Vornamen, Rodolfo, nannte und beinahe zum Theater gegangen wäre, da wuchsen meine Erwartung und Bewunderung aufs höchste, schien doch dieser seltsame Mensch alle jene drei Dinge in sich zu vereinen, bei deren bloßem Namen mir das Blut zu Kopfe stieg: Kunst, Theater — Italien!

* * *

Es war an einem sonnenfrohen Hirschnontag, als der wunderbare Mensch unsere Schule zum ersten Mal betreten sollte. Das ganze Dorf voll Fastnachtstjubiläum, und als ich des Morgens in freudiger Erwartung zur Schule ging, begegneten mir bereits zwei „Holzpozer“^{*)}. Mit feierlichem Ernste trugen sie ihre goldenen Papierkronen auf den Köpfen, hielten die bänder-

^{*)} Mit Papierkronen, bändergeschmückten Hemden und Schellen angelegte Fastnachtsbetler, die vor den Haustüren auf- und niederhüpfend ihr Liedchen singen:

„Doll pos, pos, pos, füre mit em graue Gald!
Chent is gä, was dir weit, Schliechli oder Gald!“

geschmückten weißen Händen vorn vorsorglich in die Höhe, sodaß die unbeholtenen halbleinenen Hosen hervorschauten, und zogen sie hinten in würdevollen Schleppen majestätisch durch die braunen Pfützen, die nächtliche Regenschauer auf der sonnenbeglänzten Straße zurückgelassen hatten. Dieser Anblick hob noch meine ahnungsvoll freudige Stimmung, ohne mir doch das gewohnte Interesse abzugewinnen, das sonst der erste Holipoker mit Recht beansprucht. Aber ich hatte an jenem Morgen Herz und Kopf so voll: in der ersten Stunde bekamen wir den deutschen Aufsatz zurück, der vom Nutzen des Schulunterrichtes handelte und auf den ich mir nicht wenig einbildete; in der zweiten, der Physikstunde, sollte nach dem Versprechen des Lehrers die ganze Klasse elektrifiziert werden, damit wir die geheimnisvolle Kraft so an uns selbst verspüren möchten, und in der dritten Stunde wurde uns der neue Lehrer vorgestellt! Um elf Uhr aber sollten wir der Fastnacht wegen entlassen werden, und am Nachmittag fand ein maskierter Umzug aller Sekundarschulmädchen statt. Eine ganze Welt von Erwartung und bevorstehenden Freuden, fast zu viel für das Herz eines vierzehnjährigen Schulmädchens! Dieses Herz war aber auch so zum Zerspringen voll, daß ich vor lauter Freude sang und in übermütigen Sprüngen über die Pfützen setzte, statt fein ordentlich darum herumzugehen, unbekümmert um die warnende Stimme meines Zopfes, der mir bei jedem neuen Sprunge mahnend auf den Rücken klopfte, als ob er sagen wollte: „Nicht zu toll, nicht zu toll!“ Es erging ihm jedoch wie den meisten ernstmahnenden Freunden: ich hörte nicht auf ihn und vielleicht mit Recht; so hatte ich doch wenigstens diesen einen frohen Schulweg gehabt, auf den ein ganzer Tag voll bitterer Enttäuschungen und Demütigungen folgen sollte. Ob sie vielleicht weniger bitter gewesen, wenn ich des Morgens züchtiglich und mit bescheidenem Anstand zur Schule gegangen -- ich weiß es nicht.

Die erste schmerzliche Enttäuschung brachte mir mein Aufsatz. Ich hatte darin eine ernste Unterhaltung meiner Schulbücher durch die fröhlichen Neckereien meines Tanzbüchleins unterbrechen lassen, die damit endeten, daß die sämtlichen Schulbücher, angeführt von der dicken deutschen Grammatik, entrüstet in die Tiefen des Bücherschranks zurückwackelten, während das leichtfertige blaue Tanzbüchlein auf einer seiner Ecken einen wirbelnden Solotanz ausführte. Nun hatte ich dabei aber durchaus keine schlimmen Absichten gehabt, da ich das moralische Recht auf Seiten der Schulbücher ließ, die auch einen würdevollen Rückzug antraten, während der scheinbare Sieg der blauen Leichtfertigkeit nur ein vorübergehender war. Sei es nun, daß der Lehrer den moralischen Sinn mißverstand, sei es, daß meine Sympathie für den blauen Spötter wider meinen Willen zu sehr ans Tageslicht gekommen -- kurz und gut, als ich mein Aufsatzheft öffnete, standen darin in brennend roten Lettern die vorwurfsvollen Worte: „Nur nicht zu ausgelassen!“ Das war hart, und als mein geliebter Deutschlehrer diese warnend ermahnenden Worte hineingeschrieben, ahnte er wohl nicht, welch ein Leid er mir damit angetan. Nicht nur an jenem sonnigen Frühlingstag, wo mir war, als ob unter der Last dieser mahnend-drohenden Worte meine ganze Freude zusammenbrechen sollte, noch viele,

viele Jahre hatte ich darunter zu leiden, und wenn ich einmal so recht von Herzen fröhlich war, dann erstanden plötzlich die roten Worte vor mir, und mitten in die hellste Freude mischte sich ein schmerzliches Leid und weckte wohl auch einen leisen Groll gegen denjenigen, der mir zuerst mit den mürrisch tadelnden Warnworten eine unschuldige Freude vergiftet hatte. Ich wußte eben damals noch nicht, daß solch schmerzliches Zusichkommen ein Bestandteil jeder lauten Freude ist und bei jedem eine andere Form annimmt. Bei mir nahm es die Gestalt jener roten Buchstaben an und hieß: „Nur nicht zu ausgelassen!“

Gegen die seelische Erschütterung der Aufsatznote brachte die körperliche des elektrischen Stromes in der



Fischhändlerin aus der Halle.
Skulptur von Hermann Peter, Solothurn-Paris.



Weibliche Bildnisbüste.

Skulptur von Hermann Peter, Solothurn-Paris.

Physikstunde eine wohlthätige Reaktion. Wir mußten uns alle zweiundzwanzig die Hände geben, und wie ich nun bei jeder neuen Entladung der Leidenerflasche auf einundzwanzig Gesichtern die allerdrohligsten Grimassen sah und im eigenen Körper die merkwürdigsten, komisch-beängstigenden Zuckungen verspürte, nahm auch wieder eine gewisse Fröhlichkeit in mir Platz, und mit dem allgemeinen Gelächter kehrte auch wieder etwas von der freudigen Aufregung des Morgens zurück.

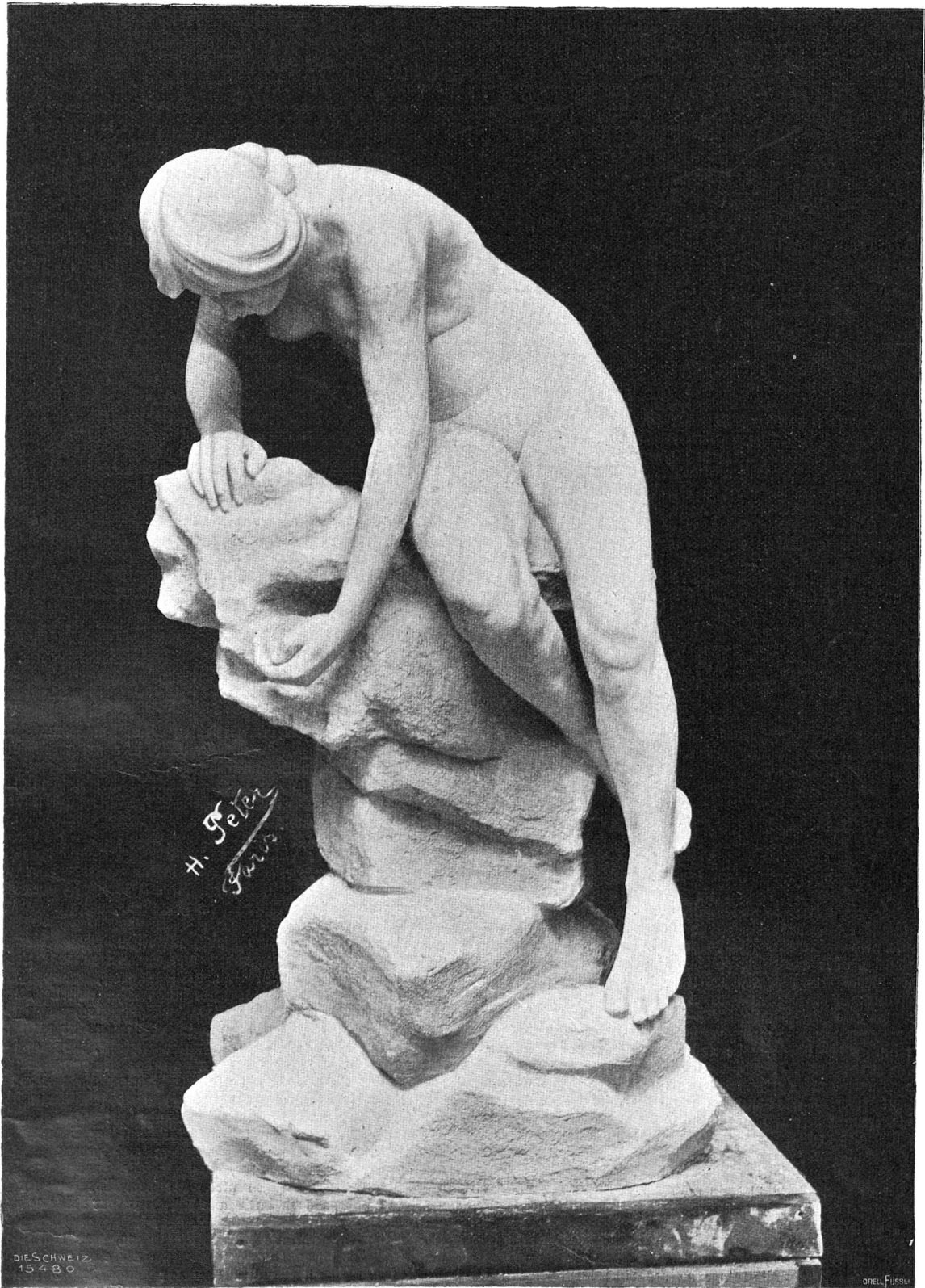
So kam es, daß ich um zehn Uhr in einem merkwürdigen Gemisch von froher Spannung und weicher Wehmut das Erscheinen des neuen Lehrers erwartete, bereit, dem wunderbaren Menschen meine ganze Verehrung zu schenken, nachdem mich mein Lieblingslehrer so tief gekränkt hatte. Ich saß und starrte in ängstlicher Ungebuld die Türe an, und neben mir saß und starrte meine Freundin. Beide aber waren wir dermaßen auf den verhängnisvollen Augenblick gespannt, daß wir nicht bemerkten, wie einer unserer Mitschüler hinter uns in fastnachtstheatralischer Boshaftigkeit unsere unbewachten Köpfe unterhalb der Stuhllehne zusammenband. So kam es denn, daß wir im kritischen Augenblick, als die Türe sich öffnete und wir von den Plätzen aufsprangen, um möglichst schön zu grüßen, mit einem kreischenden Doppelschrei auf die Bank zurückfielen und überdies noch unsere Köpfe zusammenschlugen. Meine Freundin fand schnell die Geistesgegenwart wieder, befreite ihren Zopf und

gab dem unverschämten Buben eine gehörige Ohrfeige. Mir aber war zumute, als ob der Erdenball in Stücke ginge, wie es in meinem Lieblingsgedichte hieß, und das Gelächter der Buben, die Ohrfeige meiner Freundin, das Schelten des Direktors, seine Ansprache und Vorstellung des neuen Lehrers, das alles tönte wie aus weiter Ferne zu mir herüber; eine grenzenlose Beschämung, ein Gefühl, als ob ich niemals mehr ganz glücklich sein könnte, als ob es mit mir zu Ende ginge, erfüllte mich. In all dem Glend empfand ich aber doch mit ganzer Macht den ersten Eindruck unseres neuen Lehrers: eine lange schwarze Gestalt, zwei große schwarze Augen und zwei schwarze, fliegende Schnurrbarifahren! Als endlich die Klasse verstummte und der Direktor verschwunden war, wagte ich wieder aufzublicken, und nun sah ich, daß zwischen den Augen und dem Schnurrbart eine lange, starkbeflügelte Nase, unterhalb des Schnurrbartes ein ziemlich großer Mund mit weißen Zähnen, ein rundes Kinn mit einer Vertiefung und eine lange fliegende Krauwatte, oberhalb der Augen aber buschige schwarze Brauen, eine hohe Stirn und lange schwarze Locken standen. Das war Herr Schwarzmann, und an seinem Anblick raffte sich meine zerrüttete Seele wieder etwas auf, und als die dunkeln Augen mich ganz freundlich ansahen und dann zornig zu den Buben hinüberflamten, als der große Mund in einem sehr feinen Hochdeutsch, wie man dergleichen in unserm Schulhause von Lehrerlippen noch nie gehört, sprach: „Ihr Jungen, wißt ihr denn nicht, was man Mädchen schuldig ist?“ — da fing in meinem Innern etwas zu klingen an, was bis jetzt noch nicht geklungen hatte, und mir wurde sehr sonderbar zumute. Mit diesen Worten aber hatte der neue Lehrer im gleichen Augenblick in unserer Klasse sich zwei Verehrerinnen und zwanzig bittere Feinde geschaffen.

* * *

Am Nachmittag fand unser kostümierter Umzug statt. Nun brachte zwar jeder Hirschmontag eine Reihe solcher Umzüge; aber der unsrige sollte etwas ganz Außerordentliches werden. Meine Freundin und ich hatten als älteste der Schule — in der obersten Klasse gab's gar keine Mädchen — die Sache veranstaltet, und es wurde an alle Teilnehmerinnen die Bedingung gestellt, irgend eine Figur aus dem deutschen Märchen darzustellen. So mußte es ja schön und ungeheuer poetisch werden und vor allem ganz anders als alles, was bis jetzt die Hirschmontagjugend gebracht hatte. Unsern Buben war die Sache aufs strengste verheimlicht worden, da wir dem ganzen Dorfe eine Ueberraschung bringen wollten; jedoch schienen auch sie irgend etwas Geheimnisvolles vorzuhaben, wenigstens war in den letzten Tagen vor Fastnacht während der Pause auch unter ihnen viel Lachens und Flüsterns umgegangen.

Schlags zwei Uhr sollte unser Zug sich in Bewegung setzen, und der geräumige Hof im Hause meiner Freundin, der auf allerlei verborgenen Schleichwegen erreichbar war, sollte als Sammelort dienen. Einige Minuten vor Zwei standen meine Freundin und ich fertig angekleidet und maskiert in ihrem Zimmer. Sie war in dem weißen, rosenüberstreuten Musselinkleidchen mit ihren langen braunen Locken ein gar wunderliebliches Dornröschen, das sogar die kleine Rosamaska, aus der zwei glückliche



Die Quelle.
Sculptur von Hermann Peter, Solothurn-Paris.

braune Augen hervorstrahlten, nicht ganz zu verdecken vermochte. Ich aber fühlte mich in meinem blau-sammetnen Brinzenkleid mit den gelbgeschlitzten Bluderhosen unendlich stolz und frei, nachdem wir einmal mit großer Mühe die aufgelösten Haare unter dem stolzen Federbarett völlig geborgen hatten. „Weißt du,“ sagte meine Freundin, „kein Mensch wird dich erkennen; du siehst wirklich aus wie ein richtiger Prinz!“ und ich, indem ich sie bewundernd anschaute: „Ich aber glaube, daß man dich erkennen wird, und du bist doch so wunderschön!“ Da sah ich, wie das Stückchen Wange, das die Maske unbedeckt ließ, ganz rot wurde, und nach

einem leisen Seufzer sagte mein Dornröschen: „Schade, daß er so große Nasenlöcher hat!“

Die Worte trafen mich wie ein Schlag ins Gesicht. Nicht daß sie mir unvermittelt gekommen wären; denn sie paßten in meinen Gedankengang wie in denjenigen meiner Freundin — was mich aber traf, ja verletzte, das war, daß sie einen Schönheitsfehler des Herrn Schwarzmans, den ich mir kaum im Innersten zuzugestehen wagte, so offen in häßlichen Worten aussprechen konnte. Ich fühlte, daß es mir glühend heiß wurde unter meiner Maske, und da eben vom nahen Kirchturm zwei schwere, tiefe Schläge ertönten, sagte ich kurz: „Wir wollen gehen!“

(Fortsetzung folgt).

In den Skulpturen von Hermann Peter.

Hermann Peter ist 1871 zu Solothurn geboren. Nach Absolvierung der Kantonschule führte ihn seine Tätigkeit im Baufache in das Stuckatiergehäft von Christ. Vicari in Zürich und von hier innere Nötigung zur künstlerischen Ausbildung nach München, Rom und Paris. Was er am ersten genannten Orte, an der Münchner Akademie unter Oberle, an reichen Anregungen empfing, erweiterte und klärte sich beim Studium der Meisterwerke der Antike und der Renaissance an klassischer Stätte, um in Paris unter Leitung des Landsmannes und Meisters Lanz zur Entwicklung zu kommen. — Die Quelle, die neben andern Arbeiten des Künstlers im Pariser Salon Aufnahme gefunden hat, verdient die Anerkennung, die ihr von der Kritik zuteil wurde. Sie ist als Komposition fein gedacht und feuch empfunden, technisch lebendig und scharf mo-

destriert, von vollendeter, zum Teil monumentaler Linienführung — ein eindrucksvolles Kunstwerk! — Die junge Fischhäндlerin aus der Halle ist ein Bildwerk aus der Schule der modernen belgisch-französischen Meister, Constantin Meuniers und anderer, ein Bildwerk, das kräftig die Schönheit einfacher menschlicher Anstrengung und schlichter täglicher Arbeit zu offenbaren sucht. — Das Frauenbildnis endlich zeigt im äußern Rahmen leise Anklänge und Erinnerungen an florentinische Studien, in der Ausführung, besonders in den feingearbeiteten Halspartien, den Einfluß der besten französischen Technik. — Durch alle drei Werke geht indessen die Sehnsucht nach originellen Bahnen. Das Atelier an der Rue Vercingétorix mehrt den Ruhm der schweizerischen plastischen Bildnerei, die in Paris ihre künstlerische Heimat hat.

A. Reichen, Winterthur.

Aus Augustin Kellers Studienjahren.

Nachdruck verboten.

Nach den Briefen an seine Braut.

(Fortsetzung).

In langen strapazenreichen Postwagenfahrten, bei denen er beinahe erfroren wäre und so geschüttelt wurde, daß er vorübergehend sogar den Ring seiner Braut vom Finger verlor, kam er schließlich an seinem Ziel, in Breslau, an.

Breslau, 2. März 1827.

Gott zum Gruß!

„Nun endlich einmal läßt er was von sich hören,“ wirst Du sagen, liebe Josephine, ich sage es auch! — Ja wahrlich, nun bin ich endlich an meinem vorläufigen Ziele angekommen. Es gibt in diesem Leben so viele Vorziele, daß wir, da ja alle diese Vorziele, hinter so vielen Mühsalen versteckt, den keuchenden Wanderer erwarten, zuletzt wahrscheinlich ohne hitzige Kämpfe mehr zum Endziele vordringen dürften. Werde nicht verdrießlich über diese philosophische Bemerkung, sie ist aus eigener Beobachtung gegriffen. Und ist nicht in der Tat der Ruhepunkt am entlegenen Endziel der einzige Lohn, der jedes treue und edle Streben krönt? — Aus dem beiliegenden Abriss meiner Tagesgeschichten bis hieher wirst Du einsehen, daß zwar immer tröstliche Freude und Freundschaft den ermatteten Reisenden erquickt hat; doch die lebendigste Erhebung, die kräftigste Stütze, der tröstlichste Reisegefährte und gegenwärtiger Stubenbursche ist zwar mir der selige Gedanke an Deine treibberzige Freundschaft und Liebe, und so oft die Nacht der Schwermut sich auf meine Seele senkt, ist mir die schöne Hoffnung auf eine lachende Zukunft „die erhellende Fackel“. An diesen Trost der Hoffnung fällt mir eben ein, noch einen Wahlpruch von Dir zu knüpfen, womit Du mich bei dem Gedanken an Abschied und Trennung beschwichtigtest. „Wir müssen,“ sagtest Du, „einander verdienen!“ Die Wahrheit und Gediegenheit dieser Strenge und Notwendigkeit erkenne ich vollkommen und demütig an; doch sei mir vergönnt, eine kleine Handglosse beizufügen, was ja als Philologe meines Amtes ist. Wenn ich nämlich Dir soviel koste wie Du mir, so wisse: wir geben recht teure Leute ab — —

Als Ergänzungen zu meinen Reiseskizzen habe ich noch beizufügen, daß ich in Nürnberg, das Faktum ist freilich sehr

simpel, einen ungemein verliebten Handlungscommis aus Neuschätel angetroffen habe. Er war sehr artig mit seinem Landsmann und wollte mich durchaus des Abends zu einem Handlungsdiener- und Stugerball mitnehmen und mich mit seiner Schönen bekannt machen. Du weißt, das paßt nicht für unsereins. Ich machte meine dankverbindliche Entschuldigung und drückte mich auf den Abend nach Erlangen. — In Dresden traf ich zu meiner nicht geringen Verwunderung und Freude einen Solothurner, Hr. von Falkenstein, angestellt auf der königlichen Bibliothek dajelbst. Er erkundigte sich sogleich nach Herrn Pfeiffer in Marau, worüber ich im Falle war, einigen Aufschluß geben zu können!

Du verlangst nun wohl auch zu wissen, wie es hier aussehe und wie ich mich zu den hiesigen Sitten und Lebensgebräuchen verhalte. Breslau ist sehr groß, sodaß ich drei Tage lang nichts tat, als Entdeckungsreisen anstellen, wobei ich aber häufig in die abscheulichsten Schmutzlöcher geriet, die hier sehr häufig anzutreffen sind. Denn Breslau ist nicht schön und die Leute der mittleren und unteren Klasse, muß ich sagen, schmutzig, obwohl man ihnen das an der Kleidung nicht ansehen mag. Besonders scheinen die Frauenzimmer ihren von der Natur (im Durchschnitt gesagt) nicht sehr begünstigten Physiognomien mit Pugkünstlern nachzuhelfen! Doch was geht das mich an? — Nun horch, was gib's auf der Straße? Man bläst Feuer! Nun ja, es ist ein ziemliches Feuer; man sagt mir, es sei das Eisgewölbe, aus dem die Stadt ihre Leckerbissen bezieht und welches gleich vor dem Tore an der Obersteht. Seit drei Tagen hat's alle Abende in der Nähe gebrannt. — Unter andern Unglücksfällen, die aber freilich noch der Strenge des Winters anheimfallen, erzählt man noch zwei traurige Geschichten. Es soll am 24. Februar in einer elednen Hütte eine Mutter mit ihrem Säugling bei der Leiche des Gatten und Vaters ganz erstarrt gefunden und einige Stunden darauf gestorben sein. Tags darauf sind in einem Hohlweg sieben Schulfinder zum Teil tot, zum Teil erbärmlich vom Frost zugerichtet aufgefunden worden, als die Nacht die ängstlichen Eltern be-